Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 27. 8. 1939 | Nr. 35

In ernster Stunde

Summa Summarum

Von **August Sperl***)

Es hat niemals eine gute, alte Zeit gegeben; immer war das Leben eine harte, sorgengetränkte Arbeit. Das ist es heute, das wird es bleiben bis zur Schwelle der Ewigkeit. Es ist immerfort Kampf auf Erden, den alle kämpfen müssen reich und arm, hoch und niedrig, jung und alt, und der Kampf ist ein Stück der weisen Weltordnung selber. Ja, alle Menschen müssen den Kampf kämpfen — es ist nur darin ein Unterschied, ob sie als Herren oder als Knechte, als Edle oder als Unfreie in diesem Kampfe stehen; denn zwei Richtungen unterscheiden sich scharf voneinander auf Erden: aus der Tiefe in die Höhe, das ist die eine; und die sie suchen, sind die Edlen. Von Tiefe zu Tiefe, das ist die andere; und so gehen die Wege der Unedlen, der Unfreien, der Knechte.

Der arische Uradel geheimnisvollen Ursprunges, jene Herrengeschlechter der alten Zeit, sind längst zerrieben und zerstoßen bis auf wenige Stämme. Aus den Ständen des Mittelalters, den Edelingen, den Bürgern, den Bauern, ist ein großes, freies Volk geworden mit gleichen Rechten und mit gleichen Pflichten, und was von dem Blute jener uradeligen Geschlechter jetzt noch in unserm Adel, in der breiten Masse des Mittelstandes und oft in den ärmlichsten, engsten Verhältnissen lebt, das können wir nur ahnen.

Aber als die ursprünglichsten Tugenden des echten deutschen Adels werden geschildert:

Der furchtlose Blick ins Leben, auch wenn am Himmel die schweren Wolken hängen.

Die innere Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter dieser Erde.

Die Wahrhaftigkeit der Rede. Die Lauterkeit des Herzens.

Das sind Herrentugenden! Sieh um dich, du findest sie da und dort, bald unter dem feinen Rocke, bald unter dem groben Wamse, bald auf einem Throne, bald in einer Hütte. Aber sie sind selten zu finden — denn der Knechtsseelen gibt es tausendmal mehr als der Herrenherzen.

Ich hatte diese Herrentugenden auch an manchen Gliedern meines Geschlechts gefunden, ich hatte aber auch erkannt, aus welcher Wurzel in Wahrheit diese Herrentugenden kommen.

Und welches ist diese Wurzel?

Der ewige Uradel des Menschengeschlechts.

Alles, was ich auf unserer Fahrt an bemerkenswerten Dingen gefunden hatte, das stammte nicht aus dieser armen irdischen Welt der Vergänglichkeit und des Todes, es entstammte jenem unvergänglichen, oft beschmutzten, oft verborgenen, immer und immer wieder emporblitzenden Uradel, der auf der ganzen Menschheit ruht.

Und wie heißt dieser Uradel?

Der todesmutige Paulus hat einst einem ahnenstolzen, verkommenen, überklugen, von buntschillernden Lehren hin- und hergetriebenen Volke auf dem Areopag zu Athen ein altes Dichterwort im Lichte der neuen Lehre entgegengeschleudert:

„Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschengeschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen?

„Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns: —

„denn in ihm leben, weben und sind wir; als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben:

Wir sind seines Geschlechts!"

*

Wollen wir mit Ernst unsere Wege weiter ziehen als Glieder jener unendlichen Ketten, die man Geschlechter nennt, und wollen wir für unser Teil sorgen, daß den Nachkommen nicht nur durch unsere Schuld der Uradel zu Verluste geht. Denn wir sind nicht für unsere vergängliche Person allein verantwortlich: Wie du selbst das scheinbare Endglied einer langen, langen Reihe bildest, so werden auch von dir vielleicht wieder unabsehbare Geschlechter ausgehen, die deine Vorzüge und deine Fehler fortpflanzen bis in die fernsten Zeiten. Wenn es Krankheitsgifte gibt, die sich durch viele Generationen von Leibe zu Leibe vererben — warum sollte es nicht auch selbstverschuldete Seelenkrankheiten geben, die vielleicht für unsere Nachkommen gefährlicher zu werden vermögen, als jene organischen Gifte?

Darum müssen wir treu sein, nicht nur um unseres eigenen Heiles willen, sondern auch im Hinblick auf unsere Geschlechter. — Und das ist das Wesen des wahren Adels...

*

Warum muß denn Geschlecht auf Geschlecht über die Erde ziehen? Wir wissen es nicht. Rätsel und Finsternisse sind um uns her und in uns.

Sind die Rätsel und die Finsternisse in der Tat so groß und so undurchdringlich? Ich glaube nicht!

Wohl ist alles dunkel — aber blicke doch hinaus! Gleich einem fernen Lichtschimmer schaut auf uns her die verheißene endliche Lösung.

Und nicht bloß für uns ist Licht, nein, auch hoch über unseren dunklen Erdenwegen steht ein klarer Stern und leuchtet dem, der ihn sehen will.

Von diesem ewigen Stern lesen wir in der ehrwürdigsten aller alten Urkunden.

Den flammenden Worten Bildads:

„Frage die vorigen Geschlechter und nimm dir vor, zu forschen ihre Väter; denn wir sind von gestern her und wissen nichts, unser Leben ist ein Schatten auf Erden; sie werden dich's lehren und dir sagen und ihre Rede aus ihrem Herzen hervorbringen: die Hoffnung der Heuchler wird verloren sein —"

steht dort der frohlockende Ruf des königlichen Sängers gegenüber:

„Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten."

*) Aus dem Schlußkapitel der Sippenchronik „Die Fahrt nach der alten Urkunde". C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freuden geboren, und beinahe könnte man sagen, die Ausgezeichnetsten erhalten durch Leiden Freude. Es ist nicht anders mit dem Menschen; auch hier soll sich seine Kraft bewähren, das heißt: auszuhalten, ohne zu wissen, und seine Nichtigkeit zu fühlen und wieder seine Vollkommenheit zu erreichen, deren uns der Höchste dadurch würdigen will.

Beethoven

Die dicke Dorothee.

Eine wahre Begebenheit.

Man muß fest daran glauben, daß jedes Kind seinen Schutzengel hat. Und auch das darf einen nicht beirren, daß freilich manchmal kleine Kinder in den Bach fallen und ertrinken. Auch hinter diesen Kindern ist ihr Schutzengel gestanden, nur konnte er sie nicht für diese Erde bewahren, denn auch ihm sind Grenzen gesetzt. Sanft trägt er die Seele des toten Kindes in andere wandelbare Gefilde. Dort ruht er, wartend, bis ein anderes Erdenkind ihm anvertraut wird, bis wiederum eine erdenreife Seele sich verkörpern will.

Die kleine Dorothee, von der in dieser Geschichte die Rede sein wird, war das jüngste Kind von Pfarrersleuten, die irgendwo im Württembergischen lebten, in einer wald- und seenreichen Gegend. Dorothee war sieben Jahre alt, als sich diese Geschichte zutrug. Es war etwas Merkwürdiges mit ihr passiert. Sie entwickelte sich nämlich von ihrem fünften Jahr an über das normale Maß hinaus nach der körperlichen Seite hin; sie bekam ein plumpes Körperchen und sie ging wohl auch infolgedessen sehr langsam. Dessenungeachtet war sie keineswegs faul, sie spielte gerne mit anderen Kindern, aber sie war immer ein bißchen hintendran und hatte oft das Nachsehen. In der Schule

---

Carl Buſſe

Toto.

Vor zwanzig Jahren wohnte ich weit draußen im Südosten Berlins bei Mutter Schersath. Durch irgendwen war ich dahin empfohlen, und obwohl der Weg zur Universität reichlich weit war, war ich schon im dritten Semester wieder in meine alte Studentenbude zurückgekehrt. An die Gegend hatte ich mich gewöhnt, die Wirtin war sauber, gemütlich und nachsichtig, und die Bude selbst nach meinen damaligen Begriffen ideal. Sie hatte, wie man es wohl heut noch in älteren Häusern trifft, einen eigenen Eingang vom Treppenflur aus, stand aber andererseits auch mit dem Korridor in Verbindung, so daß für alle Wünsche gesorgt war.

Eines Abends passierte nun folgendes. Ich hatte auf der Universität die Vorlesungen für das Sommersemester belegt und dabei einen Kommilitonen getroffen, mit dem ich im Winter vorher sehr vertraut geworden war. Ein hünenhafter Westfale war es, namens Erich Milbradt, ein Prachtkerl, der längst als Amtsrichter in seiner Heimat haust. Wir hatten zusammen gegessen, hatten dann einen Bummel gemacht und beschlossen nun, auch den Abend à deux zu verbringen. Es mochte schon weit in der zweiten Hälfte des April sein, aber ein scharfer Wind ging durch die Gassen, so daß man ein geheiztes Zimmer wohl vertragen konnte. Ich wußte, daß Frau Schersath dafür stets zu sorgen pflegte, und so lud ich den Westfalen kurzerhand ein, mir auf meine Bude zu folgen. Er hatte nichts dagegen, bestand aber darauf, zu den Kosten des Abendbrotes beitragen zu dürfen. Er holte denn auch den erklecklichen Rest eines westfälischen Schinkens aus der heimatlichen Futterkiste herbei, und bei dieser nahrhaften Kost und einigen Flaschen Lagerbier ließ es sich in der mollig durchwärmten Bude schon leben.

Mitten im schönsten Behagen hörten wir drunten eine Droschke über das Pflaster rollen und vor dem Hause halten. Ein paar Augenblicke später kamen Schritte die Treppe empor und wurden vor meiner Tür still. Es gab einen Ruck, als würde eine Last abgesetzt, dann ein kurzes, unverständliches Gespräch, und endlich polterten die schweren Tritte die Stufen wieder hinunter. Wir horchten noch mit halbem Ohr, als es ganz schüchtern klopfte.

„Bekommst du Besuch?" fragte Erich Milbradt und erhob sich, um gegebenen Falles durch den Korridor zu verschwinden.

„Ausgeschlossen. Es wird wohl für Frau Schersath sein."

Dabei öffnete ich die Tür. Vor der Tür, im ungewissen Lichte der unsteten Gasflamme, die den Treppenflur erhellte, stand ein junges Mädchen. Neben ihr ein umfangreicher Reisekorb, den ihr der Droschkenkutscher wohl heraufgeschleppt hatte.

„Verzeihen Sie", sagte sie leise und befangen, „bin ich hier recht bei Herrn Kurt Grote?"

Die Frage war überflüssig, denn an der Tür war groß und breit meine Visitenkarte befestigt.

„Der bin ich. Darf ich fragen, was Sie wünschen?"

Ein scheu forschender Blick. „Sie selbst sind Herr Grote?" Aber als ob sie sich des eigenen Stutzens und Staunens schäme, sprach sie hastig und noch befangener als vorhin:

„Ich komme aus Polajewo. Ich soll Ihnen einen Brief abgeben von Herrn Rentier Klette."

Dabei kramte sie in dem Täschchen, das sie umgehängt hatte, und brachte in Kürze das Schriftstück zum Vorschein. Ich konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß sie in der Tat zu mir wollte. Denn Polajewo war meine Heimat; Rentier Klette mein früherer Vormund. Und da ich den Brief nicht wohl zwischen Tür und Angel lesen, noch weniger das junge Ding auf dem zugigen Flur stehen lassen konnte, so mußte ich sie nolens volens hereinnötigen und auch ihren Reisekorb ins Zimmer ziehen.

„Nehmen Sie bitte einen Augenblick Platz." Und zu Erich Milbradt mit verständnislosem Seitenblick: „Entschuldige!"

Dabei riß ich den Brief auf und begann zu lesen. Das Mädchen hatte sich ganz vorn an die Kante des grünen Plüschsessels gesetzt, als wage sie nicht, eine bequeme Haltung einzunehmen. Sie sah starr geradeaus.

Das Schreiben lautete:

„Mein lieber Kurt!

Im voraus quittiere ich über Ihre Verwunderung, Ihren Ärger und all die schönen Namen, die Sie mir nach Beendigung dieser Zeilen anhängen werden. Ich gebe zu, daß ich im Begriff bin, Ungewöhnliches zu tun, aber ich glaube Sie genugsam zu kennen, um es wagen zu dürfen. Wie Sie wissen, ist es seit langen Jahren mein Schicksal, daß mir in Polajewo und Umgebung sämtliche verfügbare Vormundschaften aufgehalst werden, — wahrscheinlich, damit mein einsames Rentierdasein die notwendige Fülle und Schwere erhalte. So ist mir vor etwa einem halben Jahre auch die Sorge für die beiden Kinder des hier verstorbenen Gefangenenaufsehers Liebig zugefallen. Den Jungen habe ich zu einem Bäckermeister gesteckt, dessen nährsames Handwerk er sich aneignen soll. Das zwei Jahr ältere Mädel war bisher in einem hiesigen Weißwarengeschäft tätig und hat das Nötigste gelernt. Aber weiter geht es nicht. Es ist hier kein Fortkommen für sie, ja selbst ein bloßes Unterkommen ist schwer oder gar nicht zu beschaffen. In solchem Falle muß immer Berlin herhalten. Leider habe ich in dem großen Berlin nicht einen einzigen Freund und Bekannten, dem ich mit gutem Gewissen die Sorge für das Mädel anvertrauen könnte, daß er sie erst mal unterbringe, ihr bei der Erlangung einer Stelle behilflich sei und überhaupt ihre ersten Schritte auf Großstadtboden leite. Da habe ich an Sie gedacht, der Sie ja auch einst mein Mündel waren. Ihr seliger Vater hatte am hiesigen Amtsgericht lange Zeit das Gefängniswesen unter sich und hielt auf den Aufseher Liebig große Stücke. Vielleicht nehmen Sie sich deshalb um so eher der Tochter an: ich stelle sie unter Ihren Schutz und weiß vorher, daß Sie mein und des Mädchens Vertrauen nicht täuschen werden."

Der übliche Schluß ... schöne Grüße, als ob er mir ein Wäschepaket oder eine Postanweisung geschickt hätte!

Verdutzt und wie vor den Kopf geschlagen starre ich noch immer in den Brief. Der alte Klette, wie er leibt und lebt. Immer praktisch und immer ein bißchen verrückt! Zum Teufel, einem dreiundzwanzigjährigen Studenten schickt man doch kein siebzehnjähriges Mädel auf die Bude! Aber da saß nun das Wurm — saß auf der Kante des Sessels — lag mir auf dem Hals — wollte essen, schlafen, eine Stellung haben — was weiß ich!

Sozusagen mein Mündel! Es war zum Heulen!

Mein Freund rutscht auf dem Ledersofa hin und her, räuspert sich und sieht mich fragend an, ob er doch vielleicht verschwinden soll.

Da drucks ich denn ein paar Worte heraus, halb nach dem Sessel, halb nach dem Sofa hin: ich hätte den Brief nun gelesen, und es wäre ja alles recht schön, und wir könnten ja nun mal überlegen.

Erich Milbradts Augen werden immer größer. Er streicht sich erst mit der Hand wie mit 'ner Bürste übers Haar, sieht mich an, sieht das Mädel an und hebt dann eine Bierflasche hoch, wobei er sich umdreht, als wolle er sie gegen das Licht halten und auf ihren Inhalt prüfen.

Aber dabei feixt er über sein ganzes breites Westfalengesicht.

Ich gebe ihm unterm Tisch einen Fußtritt, während ich nach würdigen Worten suche.

Inzwischen jedoch ist es dem Mädel nicht recht geheuer geworden. Vielleicht hat sie doch etwas von dem Feixen des andern bemerkt, vielleicht an meiner Fassungslosigkeit gesehen, daß mir die Überraschung nicht gerade erfreulich war.

nannte man sie „die dicke Dorothee". Dieses Kind also war dazu auserlesen, ein Abenteuer zu bestehen, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

An einem Januartag, des Nachmittags, schickte ihre Mutter sie mit einem Paketchen weg, das sie einer armen Frau bringen sollte, etwas außerhalb des Dorfes. Dorothee machte sich mit ihrem gewohnten langsamen Schritt auf den Weg, ging in das betreffende Haus und entledigte sich dort ihres Auftrages.

Erst auf dem Nachhauseweg bemerkte sie auf dem Teich — fast war es ein kleiner See — Kinder, die sich dort mit Schleifen ergötzten. Das möchte ich auch probieren, dachte Dorothee, indem sie sich langsam dem gefrorenen Wasser näherte.

Dort angekommen, fing sie alsbald zu schleifen an, ohne zu ahnen, daß ein Stück Eis aus dem sonst dick gefrorenen Wasser herausgeschlagen war. Sie war leider auch ein verträumtes Kind, etwas verschlafen sogar, sonst hätte sie es bemerken müssen. Plötzlich wurde es dem armen Kind schwarz vor den Augen — es fiel wirklich hinein — es lag im Wasser zu seinem unbeschreiblichen Schrecken und konnte sich nicht helfen. Aber nein — es lag nicht im Wasser — es war mit seinem dicken Körperchen in dem Loch steckengeblieben.

Dorothees Füßchen baumelten im Wasser, indes ihre Ärmchen flach auf dem Eise lagen; eigentlich konnte sie gar nicht anders. Sie wollte um Hilfe schreien, aber sie brachte keinen Ton heraus. Verzweifelt schaute sie um sich und bemerkte, daß der Teich leer war; kein Kind war mehr darauf zu erblicken. Nochmals versuchte sie um Hilfe zu schreien, aber wiederum versagte ihre Stimme. Also verharrte sie regungslos und stumm, nur die Lippen bewegend. Allmählich froren ihre Arme am Eis fest.

Am anderen Ufer des Sees wohnte eine Frau mit ihren zwei erwachsenen Töchtern; sie saßen in der Stube beieinander, es dämmerte schon. Die Frau sagte: „Ich weiß nicht, wie mir ist, meine Strümpfe hängen noch an der Leine draußen, ich will sie hereinholen." — — Die ältere Tochter sagte: „Wie oft hast du deine Strümpfe schon draußen gehabt über Nacht — laß sie doch hängen." — Aber die Mutter, von Unruhe geplagt, ging hinaus.

Als sie die Strümpfe vom Waschseil herunternahm, hörte sie etwas murmeln. Sie horchte auf, aber nun hörte sie nichts mehr. Da sie sich das Geräusch gar nicht erklären konnte, glaubte sie, sie habe sich getäuscht.

Aber nun hörte sie auf einmal ein ganz deutliches Wimmern und sie blickte forschend nach dem Wasser hin, über welchem einbrechende Dunkelheit lag. Es war nichts zu erkennen. Zum Glück lief ein kleiner Junge vorbei, den hielt sie auf und fragte ihn: „Du, was wimmert denn so vom Teich her?" „Ach", sagte der Bub völlig unbeirrt, „das ist die dicke Dorothee von Pfarrers, die ist ins Wasser gefallen." — Er lief weg. — Kaum trugen die Frau ihre Füße, als sie ins Haus zurücklief.

„Agathe", sagte sie zu ihrer jüngeren Tochter, „du bist von leichter Statur, die Dorothee ist ins Wasser gefallen, — sie lebt noch — hol sie heraus." — Die Agathe fragte nicht wie und was, sie lief wie ein Wiesel hinaus. Die beiden Frauen gingen hinter ihr drein bis zum Rand des Teiches und sahen sie ein Stückchen mit tänzelnden Schritten über das gefrorene Wasser gehen. Dann sahen sie nichts mehr. — Es vergingen bange, endlos scheinende Minuten.

Die Agathe kam behutsamen Schrittes, ohne Angst, wie es schien, über das Eis gegangen; auf ihren Armen trug sie den schweren, tropfenden Kinderkörper. Dorothee hatte die Augen offen, sie blickte müde um sich. Man trug sie ins Zimmer, zog sie aus, und die beiden Frauen rieben nach Kräften den erstarrten Körper. Indessen richtete die Agathe auf dem Sofa ein Bett her, um das Kind hineinzulegen. Die Dorothee sagte: „Was hab ich euch für eine häßliche Lache ins Zimmer gemacht!" „O", meinte die Mutter gerührt und strich das Bett glatt. Sie wollten nun das Kind hineinlegen, aber es fing auf einmal zu weinen an und sagte: „Nein, ich will heim zu meiner Mutter." Die Frau suchte ihm verständlich zu machen, daß es sich doch zuerst aufwärmen müsse. „Nein", sagte Dorothee und weinte stärker: „ich will heim". Sie war nicht zu beruhigen. Da zogen sie ihr Kleider an von der 16jährigen Agathe, natürlich waren sie ihr viel zu groß. Und einen dicken alten Mantel wickelten sie um das Kind herum.

So angetan trug sie die Agathe hinüber ins Pfarrhaus. Sie lief mit ihrer Bürde so schnell die Beine sie trugen. Atemlos kam sie im Pfarrhaus an. Sie legte das halberstarrte, todmüde Kind der Mutter in die Arme, ohne ein Wort zu reden. Die Pfarrerin fragte nichts, befahl der Magd, schleunigst ein heißes Bad zu richten und setzte das Kind hinein. Indessen fing die Agathe zu reden an und erzählte, was passiert war, soweit sie davon wußte. Dann ging sie weg. Auf dem ganzen Nachhauseweg spürte sie den Händedruck der Pfarrerin, er war ihr durch und durch gegangen.

Dorothee lag in ihrem erwärmten Bettchen, gierig heißen Kamillentee schlürfend. Vater und Mutter standen dabei und nun endlich fragte die Mutter: „Warum hast du nicht um Hilfe geschrien?" — „Ich hab nicht können", erwiderte Dorothee. „Aber ich hab in einemfort gesagt: Ach komm doch, lieb's Mutterle, ach lieber Gott, hilf mir doch!" — — —

In dem Herzen der Mutter löste sich bei diesen Worten eine unerträgliche Spannung. Tränen stürzten ihr aus den Augen, es schwindelte ihr, es war ganz dunkel um sie herum. — —

Der Vater setzte sie sanft auf einen Stuhl, da wurde sie ruhig und blickte zu ihm auf. — — — Der Vater legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ihr Schutzengel hat sie behütet", sagte er.

Hedwig Süskind.

Detlev von Liliencron:

Trutz, Blanke Hans!

Heut bin ich über Rungholt gefahren,
Die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.
Noch schlagen die Wellen da wild und empört,
Wie damals, als sie die Marschen zerstört.
Die Maschine des Dampfers schütterte, stöhnte,
Aus den Wassern rief es unheimlich und höhnte:
Trutz, Blanke Hans!

Von der Nordsee, der Mordsee, vom Festland geschieden
Liegen die frisischen Inseln im Frieden.
Und Zeugen weltenvernichtender Wut,
Taucht Hallig auf Hallig aus fliehender Flut.
Die Möwe zankt schon auf wachsenden Watten,
Der Seehund sonnt sich auf sandigen Platten.
Trutz, Blanke Hans!

Mitten im Ozean schläft bis zur Stunde
Ein Ungeheuer, tief auf dem Grunde.
Sein Haupt ruht dicht vor Englands Strand,
Die Schwanzflosse spielt bei Brasiliens Sand.
Es zieht, sechs Stunden, den Atem nach innen
Und treibt ihn, sechs Stunden, wieder von hinnen.
Trutz, Blanke Hans!

Doch einmal in jedem Jahrhundert entlassen
Die Kiemen gewaltige Wassermassen.
Dann holt das Untier tiefer Atem ein,
Und peitscht die Wellen und schläft wieder ein.
Viel tausend Menschen im Nordland ertrinken,
Viel reiche Länder und Städte versinken.
Trutz, Blanke Hans!

Rungholt ist reich und wird immer reicher,
Kein Korn mehr faßt selbst der größte Speicher.
Wie zur Blütezeit im alten Rom,
Staut hier täglich der Menschenstrom.
Die Sänften tragen Syrer und Mohren,
Mit Goldblech und Flitter in Nasen und Ohren.
Trutz, Blanke Hans!

Auf allen Märkten, auf allen Gassen
Lärmende Leute, betrunkene Massen.
Sie ziehn am Abend hinaus auf den Deich:
Wir trotzen dir, Blanker Hans, Nordseeteich!
Und wie sie drohend die Fäuste ballen,
Zieht leis aus dem Schlamm der Krake die Krallen.
Trutz, Blanke Hans!

Die Wasser ebben, die Vögel ruhen,
Der liebe Gott geht auf leisesten Schuhen.
Der Mond zieht am Himmel gelassen die Bahn,
Belächelt der protzigen Rungholter Wahn.
Von Brasilien glänzt bis zu Norwegs Riffen
Das Meer wie schlafender Stahl, der geschliffen.
Trutz, Blanke Hans!

Und überall Friede, im Meer, in den Landen.
Plötzlich wie Ruf eines Raubtiers in Banden:
Das Scheusal wälzte sich, atmete tief,
Und schloß die Augen wieder und schlief.
Und rauschende, schwarze, langmähnige Wogen
Kommen wie rasende Rosse geflogen.
Trutz, Blanke Hans!

Ein einziger Schrei — die Stadt ist versunken,
Und Hunderttausende sind ertrunken.
Wo gestern noch Lärm und lustiger Tisch,
Schwamm andern Tags der stumme Fisch.
Heut bin ich über Rungholt gefahren,
Die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.
Trutz, Blanke Hans!

---

vielleicht kam es ihr auch nur zum Bewußtsein, daß sie hier abends allein im großen Sündenbabel Berlin auf einer Studentenbude saß, — genug, während sie bisher geradeaus geschaut hatte, irren ihre Blicke jetzt scheu und unruhig von einem zum andern, und ihr blasses Gesicht färbt sich mit immer höherer Röte. Die Ohren glühn; bis unter die Haarwurzeln steigt die Glut. Und plötzlich steht sie auf.

„Entschuldigen Sie . . . ich . . . bin von Herrn Klette hierher geschickt worden . . . ich habe doch nicht gewußt . . .

Sie schluckt krampfhaft.

„Vielleicht kann ich hier irgendwo ins Hotel."

Und hinter den Worten steht schon, mühsam und zurückgehalten, ein hilfloses Kinderweinen.

Das gab der Sache nun mit einem Male einen andern Schwung. Ich protestiere lebhaft, und auch Freund Milbradt mischt sich ein und sekundiert mir tapfer. Sie wäre nun einmal hier und dürfe nicht wieder fortlaufen. Ein Menschenfresser sei ich nicht, sondern wie sie ein Polajewoer Kind und Mündel des alten Klette.

„Ich hätte nur gewünscht, daß man Sie vorher angemeldet hätte, damit ich schon eher für das Notwendigste hätte sorgen können."

Mit offenem Munde sieht sie mich an.

„Ja, hat Ihnen denn Herr Klette nicht geschrieben?"

„Keine Spur! Aber möchten Sie sich nicht setzen, Fräulein Liebig?"

Da mischt sich der praktische Westfale ein. „Erlauben Sie," sagt er, „. . . Sie werden sich hier nur erkälten. Das Zimmer ist geheizt, und Sie sitzen im Winterjackett. Wenn ich Ihnen helfen darf —?"

Sie zögerte. „Bitte nein!"

Aber ich dringe nun auch in sie. „Mein Freund hat recht. Und da ich für Sie verantwortlich bin, müssen Sie mir schon folgen. Ich vertrete jetzt Vormundstelle an Ihnen. Wissen Sie das?"

„Ja," erwiderte sie — ganz schlicht, ganz gläubig. Und zog ohne weiteres Sichwehren das dicke Jackett aus.

Erst da sah ich, daß sie eigentlich ein feines Mädel war, das sich vor keinem zu verstecken brauchte. Nur recht trist und trübe sah sie aus, weniger noch um des schwarzen Kleides willen, das sie trug, als durch das schwarze Trauertüchlein, das sie um den Hals geschlungen hatte.

Erich Milbradt hatte inzwischen mit den Tellern geklappert, einen davon sauber gerieben und wetzte jetzt das Messer für den Schinken.

„Nach der langen Reise wird das Fräulein hungrig sein. Sie müssen sich allerdings behelfen. Viel Geschirr haben wir nicht."

Und als die Blasse den Kopf schüttelte und befangen dankte, sagte er in seiner gemütlichen Ruhe:

„Sie werden doch keine Zierliese sein. Den Schinken müssen Sie kosten. Garantiert echt westfälischer. Mein Mutterchen hat mir ihn selbst eingepackt."

Rührend, wie dieser Riese „mein Mutterchen" sagte!

Auch in die Züge des Mädels kam mit einem Male ein wenig Wärme und Vertrauen. Sie mochte fühlen: wer so sprach, konnte nicht gar schlimm sein. Und sie hatte nichts dawider, als ich ihr den Sessel an den Tisch rollte.

„Ich esse zur Gesellschaft sogar noch mal mit! Wir Westfalen können nämlich immer essen — das liegt so in uns. Von den Mecklenburgern und Pommern erzählt man es auch. Aber es wird wohl nur eine Sage sein."

Da lachten wir den stolzen Sohn der roten Erde aus: ich laut und ausgiebig, das Mädchen nur mit den Augen. Und als ob dieses gemeinsame Lachen den Bann gebrochen hätte, ward es nun ganz behaglich. Erich Milbradt schnitt der Blassen, deren Wangen sich leise röteten, Schinken vor, ich goß ihr Lagerbier ein, und es war drollig, wie wir uns beide um ein Menschenkind bemühten, von dessen Dasein wir noch eine halbe Stunde vorher keine Ahnung gehabt hatten. Dabei schwatzten wir alles mögliche, nicht zuletzt von Polajewo, und als das Mädel sah, wie gut bewandert ich darin war, faßte sie Mut und erzählte auch ihrerseits diese und jene Stadtgeschichte. Ja, einmal, als wir bei dem alten Nachtwächter Kujat angelangt waren, der sich zitternd mit dem Spieß in eine Ecke drückte, wenn er verdächtige Gestalten sah, ward sie fast lustig und lebendig, nickte begeistert, warf das Haupt zurück und knipste vor Vergnügen mit den Fingern.

Dieses Knipsen ging uns beiden Zuhörern ins Blut. Wie der Arm in die Höhe fuhr, wie der Mittelfinger am Daumen entlang rutschte, das war reizend, und unwillkürlich tauschten Erich Milbradt und ich einen raschen Blick. Noch mehr: es feuerte uns so an, daß wir uns in heiteren Geschichten überboten, aber das Knipsen kam nicht wieder. Und bald merkten wir, daß das Mädel müde ward. Sie wollte es verbergen und zwang sich, zu hören, zu lächeln, die Augen aufzuhalten, aber es nützte nicht viel. Wie bei Kindern, jäh und ohne Übergang, kam die Müdigkeit auch bei ihr.

So wanderte ich zu meiner Wirtin hinüber, um mit ihr Rücksprache wegen des Nachtlagers zu nehmen. Sie war eine brave Frau, aber als ich von einer Schutzbefohlenen, einem Mündel und dergleichen loslegte, faltete sie die Hände über dem dicken Leib und guckte mich bloß von oben bis unten an. Es war gut, daß ich den Brief bei mir hatte. Erst da schwand ihr Mißtrauen, und besonders rührte es sie, daß Fräulein Liebig die Tochter eines Gefangenenaufsehers war. In den gesegneten Gefilden von Lyck, Allenstein oder Gumbinnen hatte der selige Schersath die gleiche Stellung bekleidet, und nun wirkte außer meinen Vorstellungen noch sozusagen die Kollegenschaft. Frau Schersath vermietete niemals an Damen, aber da gerade ein Zimmer leer stand und auf einen Mieter wartete, stellte sie es für ein Billiges vorläufig dem Mädel zur Verfügung.

Um zu sehen, wie mein neu erworbenes „Mündel" untergebracht war, ging ich mit. Das Zimmer war einfenstrig, aber freundlich. Den Reisekorb schleppten wir gleich hinüber. „Und die Stiefel, Fräuleinchen," sagte Frau Schersath, „stellen Sie man vor die Tür."

Ich hörte es noch, wie das müde Mädel den Rat befolgte. Sie schloß ihre Tür nicht mal ab: in Polajewo war sie es wohl nicht gewohnt gewesen.

Dann ging ich zu meinem Westfalen zurück. Er lag auf dem Ledersofa und rauchte.

„Na," sagte er mit einem Seitenblick, ohne den Kopf zu drehn, — „besorgt?"

Auf mein Nicken blies er geraume Zeit kunstvolle Ringe.

„Was ich fragen wollte: wie geht's denn der Lotte? Weiß sie, daß du hier bist?"

Etwas erstaunt sah ich ihn an. Aber sein Gesicht war nicht beweglich. Er hatte sich doch sonst nicht für die goldne Lotte interessiert. Die goldne Lotte war meine Erwerbung vom vorigen Semester. Verkäuferin . . . Das richtige Berliner Mädel, leichtsinnig, gutherzig, temperamentvoll ein bißchen eifersüchtig und immer mit der Zunge voran. Der Zufall hatte uns für ein paar Jugendstunden zusammengeweht — das heißt, die Stunden dauerten immerhin schon Monate. Und der Zufall würde uns auseinanderwehn . . . vielleicht heut, vielleicht morgen.

„Ja," sagte ich, „ich habe sie gestern getroffen."

„Hübsch," brummte der Riese. „Du verstehst . . ."

Doch ich verstand diesmal nicht. Bis es etwas knurrend herauskam: es sei gut, daß ich versorgt wäre. Denn das Mädelchen von heut abend — „wie heißt sie eigentlich? Liebig?" —, das wäre doch eine Sache für sich.

„Erlaube mal," empörte ich mich, „. . . das ist natürlich ganz was andres. Da bin ich sozusagen Vormund. Und ich brauche deine Ratschläge wirklich nicht!"

Er sah mich an, grunzte, schenkte sich ein neues Glas voll und hob es: „Spezielles!"

Da mußte ich lachen. „Wie kommst du nur darauf?"

„Hm . . . es muß nicht leicht sein!"

Nach einer Weile: „Armes Wurm! Siebzehn und in die Fremde gestoßen."

Von neuen eine Pause. Mein Westfale qualmt wie ein Schornstein. Er legt sich faul wieder auf den Rücken.

Plötzlich gibt er sich einen Ruck.

„Aber wie sie geknipst hat! Nicht? Das war großartig!"

Und vor sich hinlächelnd, fängt auch er mit seinen mächtigen Fingern zu knipsen an.

(Fortsetzung folgt.)